

„das Alpha und Omega von Hobbes' Souveränitätslehre“ (ebd.). Im Übrigen hält er angesichts des aktuellen Desäkularisierungsprozesses die These nicht länger für haltbar, unter den nachmetaphysischen Bedingungen der Moderne sei „die Entmächtigung der Religion reflexiv auf Dauer gestellt“ (559). Vielmehr geht er davon aus, dass derzeit der implizite Vernunfthegelianismus der modernen Säkularisierungstheorie „begriffstheoretisch zurückgestutzt“ (ebd.) werde. Denn es stehe derzeit nicht mehr die Aufgabe der Vernunft im Vordergrund, zu erkennen, „was im Ganzen an den Vorstellungen der Religion vernünftig ist“; umgekehrt obliegt es seiner Meinung nach der Religion, „ein ‚Bewusstsein von dem‘, was der Vernunft ‚fehlt‘“ (ebd.), zu artikulieren. Als Kronzeugen für eine solche Kehrtwende zieht Kühnlein Jürgen Habermas und Charles Taylor heran. Bei Habermas verweist er auf „die ‚konservativen‘ Implikationen des postsäkulareren Denkens, welche die Intention verfolgen, ‚mit allen kulturellen Quellen schonend umzugehen, aus denen sich das Normbewusstsein und die Solidarität von Bürgern speisen‘“ (562). Das Verdienst von Taylors späteren Arbeiten sieht er dagegen darin, „der Religion wieder den Weg zurück in das Herz der Moderne bereitet zu haben“ (563). Denn Taylor verbinde auf höchst ingeniose Weise eine „Kritik an der säkular ausgehärteten Vernunft mit einer historisch-hermeneutischen Analytik der Existenz, die zu einem Denken und Erleben von ‚Fülle‘ extrovertiert“ (ebd.). H.-L. OLLIG SJ

LÖSCHKE, JÖRG, *Solidarität als moralische Arbeitsteilung* (ethica; 30). Münster: mentis 2015. 221 S., ISBN 978-3-95743-002-1.

Wenn wir jemanden als solidarisch loben oder als unsolidarisch kritisieren, dann fallen wir, so der Ausgangspunkt dieser Bonner Dissertation, ein moralisches Urteil. Ein Blick in das politische Tagesgeschehen, etwa auf die Forderung der Solidarität mit den Armen dieser Welt, zeigt, dass der Solidaritätsbegriff ein wichtiger Teil unserer moralischen Praxis ist. Dennoch ist er, etwa im Unterschied zum Begriff der Gerechtigkeit, nur in geringem Maß Gegenstand der ethischen Theoriebildung geworden. Die Arbeit will zeigen, „dass Solidarität einen wohlbestimmten moralphilosophischen Begriff darstellt, der aus guten Gründen Teil unseres moralphilosophischen Vokabulars ist“ (13). Löschke (= L.) unterscheidet mit Rawls zwischen Konzept und Konzeption; das Konzept eines Begriffs enthält diejenigen Elemente, die allen seinen verschiedenen Interpretationen (den Konzeptionen) gemeinsam sind. Die Explikation des Solidaritätsbegriffs geht aus von drei Konzeptionen (Habermas, Rorty, Honneth) und fragt nach deren Konzept. Solidarität ist „als moralisches Konzept dadurch gekennzeichnet, dass es positive Pflichten impliziert, gruppenbezogen ist, einen Identitätsbezug aufweist und normativ abhängig ist, sich also auf moralisch qualifizierte Ziele richtet“. Solidarität ist den positiven oder „Hilfspflichten“ zuzurechnen; sie unterscheidet sich von anderen Hilfspflichten dadurch, dass ihre Forderungen nur innerhalb eines Kreises von Personen erhoben werden können, die „in einer besonderen, identitätsrelevanten Beziehung zueinander stehen. Solidarische Hilfe richtet sich auf die Beseitigung von moralischen Missständen, die die Identität von Personen betreffen: Wenn Arbeiter beispielsweise streiken, sind sie *als Arbeiter* von einem moralischen Missstand betroffen, und Solidarität dient dem Zweck, diesen moralischen Missstand zu beseitigen“ (76 f.). Diese Argumentation ist jedoch dem Einwand ausgesetzt, dass Solidarität ein redundanter Begriff ist. „Solidaritätsforderungen könnten also ohne Verlust in allgemeine Hilfeforderungen übersetzt werden“. Dieses Problem der „potentiellen Redundanz“ soll durch „Argumente der moralischen Arbeitsteilung“ gelöst werden (153). In der moralischen Arbeitsteilung werden positive Pflichten so aufgeteilt, dass nur bestimmten Akteuren bestimmte Pflichten zukommen. „Ein Akteur hat dann die Pflicht, seinen Teil der moralischen Arbeit zu erfüllen, und dies bedeutet, nur bestimmten Personen gegenüber Hilfspflichten zu erfüllen“ (154). L. geht aus von der Gefahr der moralischen Überforderung. Sie kann sich auf zweifache Weise ergeben. Erstens in der Form einer praktischen Überforderung: Personen verfügen nur über begrenzte Ressourcen und haben Anspruch auf eine autonome Lebensgestaltung, der nicht entsprochen werden könnte, wenn sie nur Mittel zur moralischen Pflichterfüllung wären. Zweitens in der Form der kognitiven Überforderung: Personen sind nicht in der Lage, „alle moralischen, Hilfspflichten generierenden Missstände [...] zu erkennen“ (194). Wenn

die zu erfüllenden Hilfspflichten zwischen Personen aufgeteilt werden, ist das Problem der praktischen Überforderung entschärft. Mitglieder von Solidaritätsgruppen können moralische Missstände besser erkennen; dadurch wird die kognitive Überforderung entschärft. Solidarität als moralisches Konzept liefert ein Kriterium für die Aufteilung des Teils der positiven Pflichten, die auf identitätskonstitutive Rollen bezogen sind; andere Hilfspflichten werden von dieser Aufteilung nicht berührt. F. RICKEN SJ

MOTIVATIONAL INTERNALISM. Herausgegeben von *Gunnar Björnsson* [u. a.]. Oxford: Oxford University Press 2015. IX/306 S., ISBN 978-0-19-936795-5.

„Motivational Internalism“ ist ein Sammelband mit 13 neuen Aufsätzen führender Forscher über den motivationstheoretischen Internalismus. Der motivationstheoretische Internalismus ist die These, dass eine intrinsische oder notwendige Verbindung zwischen moralischem Urteil und moralischer Motivation besteht. Trotz seiner zentralen Position in Debatten innerhalb der Metaethik und der Moralphyschologie wurde dem Internalismus bislang nicht die Aufmerksamkeit zuteil, die er verdient. Das vorliegende Buch ist ein wichtiger Beitrag, dieses Versäumnis nachzuholen. In einer ausführlichen Einleitung geben die *Herausgeber* einen ausgezeichneten Überblick über die gegenwärtige Diskussionslandschaft und stellen dem Interessierten eine umfangreiche Bibliographie zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema zur Verfügung. Die Aufsätze des Sammelbandes sind in drei Themenblöcke aufgeteilt, die jeweils durch eine eigene kurze Einführung durch die Herausgeber eingeleitet werden. Der erste Teil beschäftigt sich mit den Indizien für und gegen den motivationstheoretischen Internalismus, der zweite mit der Relevanz des Internalismus für die Metaethik, der dritte und letzte Teil mit Versuchen, die Opposition zwischen motivationstheoretischem Internalismus und Externalismus zu überwinden. Im Folgenden werde ich die einzelnen Beiträge zu diesen Themenbereichen kurz kommentieren.

*Michael Smith* untersucht in seinem Aufsatz „Evaluative Judgements, Judgements about Reasons, and Motivations“ ein Argument für den motivationstheoretischen Internalismus, das sich aus Thomas M. Scanlons Arbeiten über urteilsensitive Einstellungen und buck-passing speist. Dieses Argument ist jedoch mit Humes Theorie nicht-instrumenteller Wünsche unvereinbar und für Smith letztlich zum Scheitern verurteilt, insofern es sich auf keine überzeugende Theorie von Gründen stützen kann. Auch eine Modifikation des Arguments mit Hilfe von Judith Jarvis Thomsons neueren Arbeiten zur Normativität kann das Argument nicht retten, sodass man anderswo nach einer überzeugenden Verteidigung des Internalismus suchen muss. Smith bietet uns zwar selbst keine eigene positive Darstellung eines solchen Arguments, doch zeigt er anhand des Scheiterns der beiden anderen Argumentationen, auf welchem Weg seiner Meinung nach ein solches Argument gefunden werden könnte.

*Nick Zangwill*s Beitrag „Motivational Externalism: Formulation, Methodology, Rationality, and Indifference“ ist eine Verteidigung des motivationstheoretischen Externalismus – der These, die bestreitet, dass es eine intrinsische oder notwendige Verbindung zwischen moralischem Urteil und unserer Motivation gibt. Zangwill's Argument ist ein Schluss auf die beste Erklärung. Er argumentiert für die externalistische These, dass ein unabhängiger Wunsch ein notwendiger kausaler Bestandteil des rationalen Willensaktes einer Person ist, in Übereinstimmung mit ihrem moralischen Urteil zu handeln, indem er aufzuzeigen versucht, dass eine Erklärung, welche sich auf einen solchen Wunsch beruft, das Phänomen der moralischen Indifferenz bzw. von Variationen in unserer moralischen Motivation besser erklären kann als der Internalismus.

*Jesse Prinz* versteht den Internalismus in „An Empirical Case for Motivational Internalism“ als eine empirische, psychologische These, nicht wie Smith oder Zangwill als eine begriffliche These, deren Wahrheit oder Falschheit sich *a priori* erweisen lasse. Prinz kritisiert die Inadäquatheit solcher auf Intuitionen basierender Ansätze für die Klärung der Debatte zwischen Internalisten und Externalisten. Als Vertreter der experimentellen Philosophie hält er es daher für unverzichtbar, empirische Erkenntnisse heranzuziehen, um diese Frage zu klären. Er betrachtet dabei fünf empirische Argumente, welche für einen Internalismus in der Motivationstheorie sprechen. Obschon keines dieser Argumente